

Thoreau | Vom Wandern

[Was bedeutet das alles?]

Henry David Thoreau

Vom Wandern

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt
von Ulrich Bossier

Reclam

2., durchgesehene Auflage 2017

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19074

2013 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG,

Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman

Druck und Bindung: Canon Deutschland Business Services GmbH,

Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Printed in Germany 2018

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-019074-6

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

Vom Wandern 7

Zu dieser Ausgabe 78

Zum Autor 79

Vom Wandern

Ich will meine Stimme erheben für die Natur, für absolute Freiheit und Wildheit, im Gegensatz zur zivilisatorisch eingehegten Freiheit und Kultur; dabei betrachte ich den Menschen als Bewohner, ja als festen Bestandteil der Natur, nicht als Glied der Gesellschaft. Ich will eine extreme Position vertreten, und dies, mit Verlaub, durchaus energisch; denn Verfechter der Zivilisation gibt es ja genug; der Pfarrer, das Schulkomitee und jeder einzelne von Ihnen werden sich ihrer schon annehmen.

Ich habe in meinem Leben nur ein, zwei Menschen kennengelernt, die sich auf die Kunst des Spazierens verstanden oder, anders ausgedrückt, eine Begabung zum Schlendern besaßen. Spazierengehen heißt, gemächlich zu gehen, eben zu schlendern, *to saunter*, wie wir im Englischen sagen; eine reizvolle Etymologie* zu diesem Wort vermeint, es leite sich her von »müßigen Gesellen, die im Mittelalter durch die Gegend streiften und unter dem Vorwand, sie wollten *à la Sainte Terre*, »ins Heilige Land«, Almosen erbetteln«; irgendwann hätten dann die Kinder gerufen:

* Diese falsche Erklärung oder Volksetymologie geht zurück auf Samuel Johnsons *A Dictionnary of the English* von 1755.

»Da kommt ein *Sainte-Terrer*« – ein ›Heiligländer‹, und daraus wurde *Saunterer*. Heute bezeichnet *to saunter* schlicht ein gemächliches Gehen; die Volkssprache verwendet sogar ›pilgern‹ in dieser Bedeutung. Jene aber, deren ›Pilgermärsche‹, entgegen ihrer Vorgabe, nicht ins Heilige Land führen, sind wahrhaftig nur müßige Streuner und Stromer; doch jene, die ihre Schritte tatsächlich dorthin lenken, sind *Saunterer* im guten Sinne, sind echte Pilger, und die meine ich. Manche behaupten freilich, das Wort komme von *sans terre* ›ohne Land‹, ›ohne Heimstatt‹, was ins Positive gewendet hieße, keine eigene Heimstatt zu haben, sondern überall gleichermaßen daheim zu sein. Dies nämlich ist das Geheimnis des erfolgreichen Wanderns und Pilgerns. Wer immer still zu Hause hockt, kann trotzdem der größte Streuner sein; der Pilger im guten Sinne jedoch vagabundiert ebenso wenig wie ein kurvenreicher, mäandernder Fluss, der ständig und unermüdlich den kürzesten Weg zum Meer sucht. Ich bevorzuge allerdings die erste Herleitung, die übrigens auch die wahrscheinlichere ist. Denn bei jedem Fußmarsch handelt es sich um eine Art Kreuzzug; irgendein Peter der Einsiedler* ruft uns dann auf, hinauszugehen und

* Anspielung auf Peter von Amiens (1050–1115), den Anführer des Ersten Kreuzzugs.

ein bestimmtes Heiliges Land von den Ungläubigen zu befreien.

Nun sind wir freilich recht kleinmütige Kreuzfahrer, und auch die Wanderer unternehmen heute keine Reisen, die Beharrlichkeit erfordern und deren Schluss nicht absehbar ist. Unsere Expeditionen sind eher kleine Touren, und abends finden wir uns an jenem vertrauten Herde wieder ein, von dem wir morgens losgezogen waren. Auf solchen Partien verbringen wir die Hälfte der Zeit damit, unsere Schritte zurückzuverfolgen. Vielleicht aber sollten wir selbst den kürzesten Gang in einer besonderen Geisteshaltung vollführen: Stellen wir uns vor, er wäre ein Abenteuer, das kein Ende kennt, bei dem wir damit rechnen müssten, dass wir nie heimkehrten und nur unsere einbalsamierten Herzen als Reliquien in unsere verlassenen Königreiche gelangten.* Wer bereit ist, sich von Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Weib, Kind und Freunden zu trennen und sie nie wiederzusehen, wer seine Schulden bezahlt, sein Testament gemacht und alle Angelegenheiten geregelt hat – der mag wandern.

Um auf meine eigenen Erfahrungen zu sprechen zu kommen: Mein Begleiter und ich – ja, gelegentlich

* Anspielung auf die Sitte, wenn schon nicht den gesamten Körper, so doch wenigstens die Herzen gefallener Kreuzfahrer zurück in die Heimat zu überführen.

habe ich einen Begleiter – gefallen uns in der Phantasie, wir wären Mitglieder eines neuen oder vielmehr eines recht bejahrten Ordens: freilich nicht Equites oder Chevaliers, nicht Ritter oder Reiter, sondern Fußläufer – eine, denke ich, noch ältere und noch ehrbarere Klasse. Der ritterliche, heroische Geist, der einst die Herren zu Pferde beseelte, wohnt jetzt offenbar den Fußläufern inne oder setzt sich allmählich in ihnen fest: Was früher der Irrende Ritter war, ist heute der Irrende Wanderer. Er gehört zu einer Art viertem Stand, außerhalb von Kirche, Staat und Volk.

Wir haben den Eindruck, dass wir hierorts fast die einzigen sind, die diese edle Kunst praktizieren. Seltsam, denn die meisten in meiner Stadt würden eigentlich – sofern man ihren Beteuerungen glauben darf – auch gern hin und wieder wandern wie ich; aber sie können es nicht. Kein Reichtum kann die erforderliche Muße, Freiheit und Unabhängigkeit kaufen, die in diesem Metier das Kapital darstellen. Diese Dinge schenkt allein die Gnade Gottes. Hier bedarf es einer himmlischen Fügung. In die Familie der Wanderer muss man hineingeboren werden: *Ambulator nascitur, non fit*.* Einige meiner Mitbürger erzählten mir, sie seien doch schon einmal gewandert, vor zehn Jah-

*)Wanderer muss man von Geburt an sein; werden kann man es nicht.(

ren, so erinnern sie sich. Dabei hatten sie Glück und verirrt sich für eine halbe Stunde im Forst. Aber seitdem, das weiß ich genau, haben sie sich stets brav auf der Landstraße gehalten; deshalb können sie noch so sehr Anspruch darauf erheben, auch zu jener ausgewählten Klasse zu gehören, er wird davon nicht legitimer. Zweifellos fühlten sie sich damals einen Augenblick lang innerlich erhoben, wohl deshalb, weil sie sich einer früheren Stufe ihrer Existenz entsannen, als sogar sie noch als Wäldler und Gesetzlose lebten.

When he came to grene wode,
 In a mery mornyng,
There he herde the notes small
 Of byrdes mery syngyng.

It is ferre gone, sayd Robyn,
 That I was last here;
Me lyste a lytell for to shote
 At the donne dere.

[Als er in den grünen Wald kam / eines schönen Morgens, / hörte er die zarten Töne / von Vögeln, die fröhlich sangen. // »Es ist lange her«, sprach Robin, / »dass ich zuletzt hier war. / Ich hätte Lust, ein wenig zu jagen / den graubraunen Hirsch«.]*

* Zitat aus »A Lytell Geste of Robyn Hode« aus der Sammlung *Robin Hood: A Collection of All the Ancient Poems, Songs and Ballads* (1795), hrsg. von Joseph Ritson.

Ich glaube, dass ich meine körperliche und geistige Gesundheit nur bewahren kann, wenn ich regelmäßig schlendere, täglich mindestens vier Stunden, meist sogar mehr, durch den Wald und über Hügel und Felder, gänzlich frei von allen weltlichen Belangen. Jetzt werden Sie bestimmt sagen: »Ich möchte doch allzu gerne wissen, was er dabei so denkt, während er läuft«. Nun, zum Beispiel an Handwerker und Ladenbesitzer. Vergegenwärtige ich mir, dass diese nicht nur den Vormittag, sondern auch den Nachmittag drinnen verbringen, in ihren Werkstätten und Läden sitzend, oft sogar auch noch mit gekreuzten Beinen – als wären Beine gemacht zum Darafsitzen anstatt zum Daraufstehen und -gehen –, so finde ich, diesen Leuten gebühre durchaus ein wenig Anerkennung dafür, dass sie sich nicht alle längst umgebracht haben.

Bleibe ich nur einen ganzen Tag in meinem Zimmer, setze ich Rost an; und wenn ich manchmal meinen Spaziergang verstohlen erst um die elfte Stunde beginne, d. h. also um vier Uhr nachmittags – zu spät, denn dann kann ich die Helligkeit kaum noch nutzen, weil sich bereits die Schatten der Nacht mit den Lichtern des Tages vermischen –, fühle ich mich, als hätte ich mir eine Sünde zuschulden kommen lassen, für die ich noch büßen werde. Ich gestehe, ich bin erstaunt über das Durchhaltevermögen und mehr noch über die moralische Gefühllosigkeit meiner Nach-

barn, die sich Wochen und Monate, ja fast ganze Jahre auf ihre Läden, Werkstätten und Büros beschränken. Ich weiß nicht, aus welchem Stoff die gemacht sind – sitzen um drei Uhr nachmittags da, als wäre es drei Uhr morgens. Bonaparte* sprach einst, der wahre Mut sei der um drei Uhr *früh*** ; aber das ist nichts gegen die Tapferkeit dessen, der um drei Uhr *nachmittags* fröhlich die Person belagert, mit welcher er schon den ganzen Vormittag zusammen war, nämlich die eigene, mit der ihn doch eigentlich eine starke Freundschaft verbinden sollte. Ich frage mich, weshalb um diese Zeit – sagen wir: zwischen vier und fünf Uhr nachmittags, wenn es für die Morgenzeitung zu spät und für die Abendzeitung zu früh ist – keine gewaltige Explosion erfolgt, straßauf straßab, welche die Scharen antiquierter und hausbackener Marotten und fixen Ideen in alle vier Winde zerstreut, dann würde einmal ordentlich durchgelüftet – und das Übel sich selbst beheben.

Wie die Frauen das durchstehen, die ja noch stärker ans Haus gebunden sind als die Männer, weiß ich nicht; aber ich habe Grund für den Verdacht, dass sie es eben gar nicht *durchstehen*. Passieren wir sommers am frühen Nachmittag eilig die Häuser mit den stil-

* Napoleon Bonaparte (1769–1821), Kaiser der Franzosen.

** D. h. der unmittelbare Mut, der noch nicht durch das Tagesgeschäft verwässert wurde.

echt dorischen oder gotischen Fassaden, Gebäude, die eine Atmosphäre stillster Ruhe verströmen, so flüstert mir, bevor wir den Staub des Städtchens vom Saum unserer Kleider schütteln und aufbrechen, mein Begleiter zu, dass um diese Zeit vermutlich alle Bewohner dieser Häuser im Bett lägen. Da lobe ich mir doch die Schönheit und Herrlichkeit der Architektur, die sich nie nach drinnen zurückzieht und schlafen legt, sondern immerdar draußen aufrecht steht und über die Schlummernden wacht.

Zweifellos spielen hier das Temperament und besonders das Alter eine wichtige Rolle. Je älter jemand ist, desto besser kann er stillsitzen und Beschäftigungen in geschlossenen Räumen nachgehen. Während sein Lebensabend näherrückt, wird er auch in seinen Gewohnheiten immer vespertiner*, bis er sich schließlich erst im letzten Tageslicht außer Hauses begibt und binnen einer halben Stunde die nötigsten Gänge erledigt.

Aber das Wandern, das ich meine, hat nichts zu tun mit den sogenannten gymnastischen Übungen, bei denen man Hanteln oder Stühle schwingt, planmäßig, wie ein Kranker seine Medizin zu vorgeschriebener Zeit einnimmt. Man betrachte den Spaziergang vielmehr als die Unternehmung, ja, als das

* »vespertinal«: wörtl. »dem Abend zugeneigt«.

Abenteuer des Tages. Wer sich ertüchtigen will, der begeben sich auf die Suche nach den Quellen des Lebens. Da schwingt einer Hanteln, um seine Gesundheit zu fördern, und dabei plätschern jene Quellen in fernen Gefilden – er sucht sie nur nicht!

Außerdem sollte man gehen wie ein Kamel, dem man ja nachsagt, es sei das einzige Tier, das im Laufen wiederkäut. Als ein Reisender einmal Wordsworths* Haushälterin bat, ihm das Arbeitszimmer ihres Herrn zu zeigen, antwortete sie: »Hier hat er nur seine Bibliothek; sein Arbeitszimmer ist draußen«.

Wer viel Zeit unter freiem Himmel verbringt, der Sonne und dem Wind ausgesetzt, dessen Charakter entwickelt zweifellos eine gewisse Rauheit – wie auf Gesicht und Händen wächst dann auf unseren delikateren Wesenszügen ebenfalls eine dickere Haut; ähnlich raubt ja auch schwere körperliche Arbeit den Händen einen Teil ihrer Feinfühligkeit. Andererseits entwickelt bei jemandem, der sich andauernd drinnen aufhält, die Haut eine Weichheit und Glätte, um nicht zu sagen: Dünnheit, und damit ursächlich verbunden werden die Sinne empfindlicher, was gewisse Reize betrifft. Vielleicht wären wir manchen für unser geistiges und moralisches Wachstum wichtigen Einflüssen zugänglicher, wenn die Sonne uns etwas weniger

* William Wordsworth (1770–1850), engl. Dichter.

beschiene und der Wind uns etwas weniger umwehte; und zweifellos lohnt es sich, die dicke und die dünne Haut ins rechte Verhältnis zueinander zu bringen. Mir scheint jedoch, der Überzug ist ein Schorf, der ohnehin bald abfällt, und um das rechte Verhältnis herzustellen, gibt es ein natürliches Heilmittel, nämlich das Verhältnis zwischen Tag und Nacht, Winter und Sommer, Gedanken und Erfahrungen. In unsere Gemüter gelangt auf diese Weise viel mehr Luft und Sonnenschein. Die schwieligen Hände des Arbeiters sind den zarteren Geweben der Selbstachtung und des Heldenmuts erheblich näher als die schlaffen Finger des Müßigen. Was da am helllichten Tag im Bett liegt und sich weiß und makellos dünkt, der Bräune und den Schwielen der Erfahrung weit entrückt, ist nicht sensibel, sondern bloß sentimental.

Wandern wir so, nehmen wir natürlich den Weg durch Feld und Wald; was hätten wir davon, wenn wir nur in Gärten und Schattenpromenaden herumspazierten? Sogar einige philosophische Schulen haben den Wert des Waldes gekannt; gingen sie selbst nicht dorthin, holten sie ihn zu sich: »Sie pflanzten Haine und Alleen aus Platanen« und unternahmen in offenen Säulengängen *subdiales ambulationes**. Al-

* Spaziergänge unter freiem Himmel (Anspielung auf Plinius nach dem Älteren).

lerdings hat es keinen Zweck, unsere Schritte zum Wald zu lenken, wenn sie uns gar nicht wirklich dorthin tragen. Bisweilen gehe ich eine ganze Meile in den Wald hinein und bemerke dann erschrocken, dass ich nur körperlich dort bin, im Geiste aber nicht. Bei meiner nachmittäglichen Wanderung möchte ich meine morgendlichen Tätigkeiten und meine gesellschaftlichen Obliegenheiten am liebsten vergessen. Aber nicht immer kann ich unser Städtchen so einfach abschütteln. Der Gedanke an irgendeine Aufgabe schießt mir durch den Kopf, und schon bin ich nicht mehr dort, wo mein Körper ist – ich bin nicht mehr bei Verstand. Auf meinen Wanderungen möchte ich aber gern zu Verstand kommen. Was soll ich im Wald, wenn ich dort an etwas denke, das nicht im Wald ist? Ich zweifle an mir, und unwillkürlich schaudere ich darüber, dass ich so sehr in andere Dinge verstrickt bin – darunter in solche, die man gemeinhin »gute Werke« nennt – ja, auch dies kommt gelegentlich vor.

Meine Umgebung bietet viele schöne Möglichkeiten zum Wandern; und obwohl ich seit vielen Jahren fast jeden Tag laufe, manchmal sogar mehrere Tage hintereinander, habe ich sie längst nicht alle genutzt. Ein gänzlich neuer Anblick bedeutet für mich ein großes Glück, und das kann mir noch jeden Nachmittag passieren. Zwei, drei Stunden Weg, und ich befinde

mich in einer Gegend, die mir genauso fremd ist wie irgendwelche exotischen Plätze, die ich noch sehen mag. Ein abgelegenes Gehöft, das ich bis dato nie bemerkt hatte, erfüllt mich mit Freude, und nicht einmal die Besitztümer des Königs von Dahomey* könnten mich stärker beeindrucken. Tatsächlich gibt es eine Art Gemeinsamkeit zwischen den Reizen einer Landschaft im Umkreis von zehn Meilen – etwa die Strecke für einen Nachmittag – und einem, sagen wir, 70jährigen Menschenleben: Man wird mit beiden nie ganz vertraut.

Der sogenannte Fortschritt, den die Menschen heutzutage vorantreiben und der sich etwa darin zeigt, dass Häuser errichtet, Wälder gerodet und alle großen Bäume gefällt werden, entstellt die Landschaft bloß und macht sie zahmer und schäbiger. Das wäre mir ein Volk, das mit dem Verbrennen der Zäune begänne und den Wald stehen ließe! Ich erinnere mich einer Szene: halb verfallene Zäune zogen sich weit durch die Felder und endeten verloren in der Prärie; da kam so ein weltlich gesinnter Geizkragen, begleitet von einem Landvermesser, und wollte den Verlauf der Grenzen seines Grundstücks prüfen, während rings der Himmel die Erde berührte; er aber bemerkte die Engel nicht, die dort hin- und her-

* Heute Benin in Westafrika.

schwebten, sondern suchte den Boden ab nach einem alten Pfostenloch – mitten im Paradies. Ein zweiter Blick, und ich sah ihn inmitten eines morastigen, stygischen* Sumpfes, umringt von Teufeln; seine Grenze immerhin hatte er zweifellos gefunden – drei kleine Steine markierten die Stelle, wo einst der Pfahl eingeschlagen stand –, und als ich näher hinschaute, bemerkte ich, dass sein Landvermesser der Fürst der Finsternis war.

Ich kann von meiner Tür aus leicht eine beachtliche Strecke wandern, zehn, fünfzehn, zwanzig Meilen und noch mehr, ohne an irgendeinem Haus vorbeizukommen und ohne eine Straße zu überqueren, außer jenen, die auch Fuchs und Nerz benutzen; zuerst gehe ich den Fluss, dann den Bach, dann die Wiese und schließlich den Waldrand entlang. In meiner Gegend sind ganze Quadratmeilen unbesiedelt. Viele Hügel bieten mir Ausblicke auf die Zivilisation und auf die Heimstätten der Menschen in der Ferne. Die Farmer und ihre Feldarbeiten sind kaum bemerkbarer als die Murmeltiere und ihr Höhlenbau. Der Mensch und seine Angelegenheiten, Kirche, Staat, Schule, Handel und Gewerbe, Industrie und Agrikultur – ich bin erfreut zu sehen, wie wenig Raum sie alle in der Landschaft einnehmen. Die Politik ist nur ein schma-

* Dem Unterweltfluss Styx ähnlich, kalt und schauerlich.

les Feld, zu dem das noch schmalere Sträßlein da unten führt. Manchmal beschreibe ich Reisenden den Weg dorthin. »Wenn du in die Welt der Politik willst, dann folge der großen Chaussee, folge den Marktleuten, lass die Staubwolke, die sie aufwirbeln, nie aus den Augen, dann wird sie dich direkt hinführen«. Denn auch die Politik hat nur ihren begrenzten Platz und nimmt nicht allen Raum ein. Ich lasse sie hinter mir wie ein Bohnenfeld, wenn ich den Wald betrete, und schon ist sie vergessen. In nur einer halben Stunde kann ich ein Fleckchen Erde erreichen, wo jahrein, jahraus nie ein Mensch hinkommt und wo es daher auch keine Politik gibt, denn diese ist nicht mehr als von Menschen hochgeblasener Zigarrenrauch.

Das Städtchen – die Bewohner nennen es *village*, ›Dorf‹ – ist der Ort, auf den die Verkehrswege zulau-
fen, eine Art Erweiterung der Landstraße, ähnlich wie ein See die Erweiterung eines Flusses darstellt. Es ist ein Körper, dessen Arme und Beine die Verkehrswege sind – ein Ort mit drei, vier Straßen, fachsprachlich: ein trivialer oder quadrivieraler Ort, eine Durchgangsstation, ein Nachtquartier für Reisende. Das englische *village* kommt vom lateinischen *villa*, ›Landhaus‹, ›Landgut‹, mit älteren Formen *ved*, *vella*. Varro* führt *villa* – und ebenso *via*, ›Weg‹ – zurück auf *vehere*,

* Marcus Terentius Varro (116–27 v. Chr.), römischer Gelehrter.

›bringen‹, ›fahren‹, denn die *villa* ist der Ort, zu dem Dinge hin- oder von dem Dinge weggebracht werden. ›Seinen Lebensunterhalt mit Fuhrwerken verdienen‹ hieß *vellaturam facere*. In diesem sprachlichen Zusammenhang steht offenbar auch *vilis*, ›wertlos‹, ›gemein‹, und von diesem stammen unsere englischen Wörter *vile* (gleiche Bedeutung) und *vilain* – ursprünglich ›Bauernlümmel‹, dann ›Schurke‹, ›Halunke‹. Dies könnte ein versteckter Hinweis sein auf die spezifische Degeneriertheit, der Dorfbewohner leicht verfallen. Sie sind erschöpft vom vielen Reisen – nicht etwa vom eigenen, sondern von dem, das sie dauernd an sich vorbei- und über sich hinweggehen sehen; sie enthalten sich ja völlig des Reisens.

Manche laufen überhaupt nicht; andere laufen nur auf befestigten Wegen; einige wenige laufen querfeldein. Straßen sind für Pferde und Geschäftsleute gemacht. Ich benutze sie eher selten, denn mich drängt nichts; ich muss nicht besonders schnell bei den Gaststätten, Gemüsehändlern, Mietställen oder Bahnhöfen ankommen, zu denen sie führen. Ich bin ein gutes Reisepferd, aber ich bewege mich nicht gern auf Straßen. Landschaftsmaler setzen oft menschliche Gestalten in ihre Bilder, um den Verlauf einer Straße kenntlich zu machen; meine Gestalt würde wohl kaum diese Verwendung finden. Ich wandere hinaus in eine Natur, durch die schon die alten Propheten

und Dichter wanderten – Manu* und Moses, Homer** und Chaucer***. Diese Natur mag man Amerika nennen, aber sie ist nicht Amerika: weder Amerigo Vespucci† noch Christoph Columbus†† haben sie entdeckt. Was sie betrifft, versagen alle mir bekannten Werke über die sogenannte amerikanische Geschichte; einen viel glaubwürdigeren Bericht hierzu liefert uns die Mythologie.

Und doch gibt es ein paar wenige alte Straßen, die man mit Gewinn beschreiten kann, als führten sie jetzt, da sie fast außer Nutzung geraten sind, endlich irgendwohin. Da wäre etwa die Old Marlborough Road†††, ›die alte Straße nach Marlborough‹, auf der man heute, glaube ich, gar nicht mehr nach Marlborough kommt – es sei denn, jeder Ort, an dem sie mich landen lässt, ist Marlborough. Ich scheue mich nicht, hier von ihr zu reden, denn ich vermute, es gibt ein bis zwei solche Straßen in jeder Stadt.

* Mythischer Gesetzgeber bei den Hindi.

** Sagenumwobener Dichter der *Ilias* und der *Odyssee*.

*** Geoffrey Chaucer (ca. 1343 – ca. 1400), Verfasser der berühmten *Canterbury Tales*.

† Amerigo Vespucci (ca. 1451–1512), Seefahrer und Entdecker.

†† Christoph Columbus (ca. 1451–1506), Entdecker Amerikas.

††† Eine alte Straße von Concord nach Marlborough in Massachusetts.

THE OLD MARLBOROUGH ROAD

Where they once dug for money,

But never found any;

Where sometimes Martial Miles

Singly files,

And Elijah Wood,

I fear for no good:

No other man,

Save Elisha Dugan, –

O man of wild habits,

Partridges and rabbits,

Who hast no cares

Only to set snares,

Who liv'st all alone,

Close to the bone,

And where life is sweetest

Constantly eatest.

When the spring stirs my blood

With the instinct to travel,

I can get enough gravel

On the Old Marlborough Road.

Nobody repairs it,

For nobody wears it;

It is a living way,

As the Christians say.

Not many there be

Who enter therein,

Only the guests of the
Irishman Quin.
What is it, what is it,
But a direction out there,
And the bare possibility
Of going somewhere?
Great guide-boards of stone,
But travellers none;
Cenotaphs of the towns
Named on their crowns.
It is worth going to see
Where you *might* be.
What king
Did the thing,
I am still wondering;
Set up how or when,
By what selectmen,
Gourgas or Lee,
Clark or Darby?
They're a great endeavor
To be something forever;
Blank tablets of stone,
Where a traveller might groan,
And in one sentence
Grave all that is known;
Which another might read,
In his extreme need.

I know one or two
Lines that would do,
Literature that might stand
All over the land,
Which a man could remember
Till next December,
And read again in the spring,
After the thawing.

If with fancy unfurled
You leave your abode,
You may go round the world
By the Old Marlborough Road.

[DIE OLD MARLBOROUGH ROAD. // Wo sie einst nach Geld gruben, / aber nie welches fanden; / wo manchmal Martial Miles / einsam daherzieht / und auch Elijah Wood, / ohne viel Gewinn, fürchteich. / Sonst kommt keiner oft her, / außer Elisha Dugan. – / O du Mann von wilder Art, / Rebhühner und Hasen sind deine Speise, / hast nichts zu besorgen / außer Fallen aufzustellen, / bist ohne Gesellschaft / und schaffst es gerade so; / dennoch kostest du beständig / die süßesten Reize des Lebens. / Wenn der Frühling mein Blut bewegt / und mir die Reiselust weckt, / liegt für mich genug Schotter / auf der Old Marlborough Road. / Keiner bessert sie aus, / denn keiner nutzt sie ab. / Sie ist ein lebendiger